

## **Ja, Der Da hat es gesagt<sup>1</sup>** **Über den dekonstruktiven Umgang mit Texten**

Von KAIUWE BUX/HAJO GREIF (Ithaca–Frankfurt/M.)

Wir setzen voraus, es sei ein Jacques Derrida gegenüber legitimes Unterfangen, seine Arbeiten philosophisch zu rekonstruieren. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Es kann eine Ungerechtigkeit gegenüber einem Denker sein, der sich philosophischen Rekonstruktionen gegenüber so vehement versperrt. Am Beispiel seines Aufsatzes *Signatur Ereignis Kontext*<sup>2</sup> wollen wir zeigen, welche Probleme eine Rekonstruktion dekonstruktivistischer Texte zu lösen hat; und wir machen Vorschläge, wie dies geschehen kann. Wir möchten untersuchen, ob Derridas Text jenseits der ihm nachweisbaren philosophischen Schwächen einige interessante Perspektiven auf die Welt und Texte in der Welt eröffnen kann und wie diese Perspektiven aussehen können.<sup>3</sup> Dabei wollen wir versuchen, Derrida gerecht zu werden – im Sinne seiner Forderung nach einer Ethik der Diskussion.<sup>4</sup> Das heißt wenigstens: Wir wollen ihn genau lesen – was im Kontext dieser Arbeit Derridas offensichtlich selten genug geschah, angesichts der verworrenen und polemischen Debatte, die ihr folgte.<sup>5</sup>

### **I. Wi(e)derlesen eines Textes**

In *Signatur Ereignis Kontext* nimmt sich Derrida unter anderem eine Auseinandersetzung mit John L. Austin und seiner Theorie der Sprechakte vor. Da Austin ein Denker von vorbildlicher Klarheit ist, sollte sich der Erfolg des Derridaschen Unternehmens gut beurteilen lassen.

---

1 Zu diesem Wortspiel vgl. Derrida (1988), 33.

2 Derrida (1976), 124–154. Alle weiteren Stellenangaben beziehen sich, wenn nicht ausdrücklich gekennzeichnet, auf diesen Text.

3 Für wertvolle Hinweise, Diskussion und Kritik danken wir Alexander Becker, Thomas Bonschab, Wolfgang Detel, Michael Kohler, Katya Mader, Susanna Schellenberg, Ralph Schrader und Michael Weingarten.

4 Vgl. Derrida (1988), 111 f.

5 Searle reagierte in (1977) auf *Signatur Ereignis Kontext*, dem eine Erwiderung Derridas in (1988) folgte. Searle weigerte sich, in diesem Band seine Einwendungen wiederveröffentlichen zu lassen, was Derrida in *Limited Inc* unterwanderte, indem er den Aufsatz Searles im Laufe seiner Ausführungen fast vollständig zitierte. In den folgenden Jahren war Derrida Searle nur noch schnippische Fußnoten wert (Searle 1997, 169), während Habermas sich in (1985), 224 ff., auf Searles Seite schlägt, ohne überhaupt direkt Bezug auf *Signatur Ereignis Kontext* zu nehmen. Vgl. dazu Howells (1999).

len lassen, zumal der Austinschüler John R. Searle hier bereits eine gewisse Vorarbeit geleistet hat.<sup>6</sup>

Derrida hat das Projekt der Dekonstruktion am Beispiel derjenigen Zeichentheorie entwickelt und vorgeführt, deren prominentester Vertreter Ferdinand de Saussure ist und die in der Tradition der französischen Aufklärung steht. Er greift sie hier in Form einer umfangreichen Diskussion des „Ideologen“ Étienne Bonnot de Condillac wieder auf. Wie wir sehen, sind seine Ziele weiter gespannt und zielen auf mehr ab als nur eine Kritik an der Sprechakttheorie. Derrida geht es vielmehr um eine umfassende Kritik der Zeichentheorie. Er will geltend machen, dass unser gewöhnliches Bild von Zeichen infolge einer fatalen Orientierung an der Sprechsprache fehlerhaft sei und korrigiert werden könne, indem wir das Augenmerk auf die Schrift richten. Nach Derrida sind gerade diejenigen Eigenschaften der Schrift, welche von den wirkungsmächtigen Versionen der Zeichentheorie hartnäckig als peripher oder sogar als typische Degenerationserscheinungen der Schrift gegenüber der gesprochenen Sprache angesehen werden, in Wahrheit von allgemeiner Bedeutung für alle Zeichen.

Jenes korrekturbedürftige klassische Bild von Zeichen sieht die Absichten des Sprechers, einen bestimmten Gehalt mitzuteilen, als grundlegend für das Funktionieren von Zeichen an. Sie vor allem erklärten die Art und Weise, wie Zeichen arbeiten, insbesondere ihre Fähigkeit, Sachverhalte zu repräsentieren.

Eine Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie müsste für Derrida somit interessant sein, weil darin den propositionalen Gehalten die illokutionären Kräfte zur Seite treten, ihre Aufmerksamkeit sich also auf diejenigen Aspekte des Sprechens richtet, die sich nicht auf Zeichenbedeutungen und Meinensintentionen reduzieren lassen. Austin entfernt sich deutlich vom repräsentationalistischen Paradigma. Seine Theorie könnte folglich die Möglichkeit bieten, die Defizite der klassischen Zeichentheorie auszugleichen. Gegen diese Annahme versucht Derrida geltend zu machen, dass weder die *Meinensintentionen*<sup>7</sup> noch die *illokutionären Absichten*<sup>8</sup> in einer Erklärung der Arbeitsweise von Zeichen eine zentrale Rolle spielen. Zugleich mag Derrida auch dem *inneren und äußeren Kontext*<sup>9</sup> eines Zeichens diesen Rang nicht zugestehen.

Derridas Argumentation beginnt mit einigen trivialen Beobachtungen über geschriebene Zeichen. Zum einen hören solche nicht auf, Zeichen zu sein, wenn sie vom Schreiber getrennt werden. Sie können auch in seiner Abwesenheit, ja sogar nach seinem Tod gelesen werden. Wollte man nicht magische Kräfte beim Schreiber vermuten, ist nicht zu sehen, wie seine Absichten den Zeichen ihre Ausdruckskraft sichern könnten.

Auch der äußere Kontext, die Situation, in der sie geschrieben werden, kann untergehen, und die Zeichen bemerken davon rein gar nichts. Man kann sie aus dieser Situation wegnehmen und woanders hintun. Sie funktionieren weiterhin. Und um den inneren Kontext

6 Vgl. Searle (1977).

7 Eine Meinensintention ist, was ein Sprecher mit einer Äußerung sagen will.

8 Eine illokutionäre Absicht ist, was ein Sprecher mit einer Äußerung tun will.

9 Der innere Kontext eines Zeichens sind die Zeichen, die im Ganzen einer Äußerung neben ihm stehen. Der äußere Kontext eines Zeichens ist die Situation, in der es geäußert wird. Das kann im Grenzfall der Zustand der Welt zum Zeitpunkt der Äußerung sein.

ist es nicht besser bestellt, weil wir jede geschriebene Sequenz von Zeichen aufbrechen können, um Teile von ihr in andere Sequenzen einzubetten. Man kann eine Seite aus einem Buch herausreißen. Die Buchstaben auf ihr bleiben ungerührt an ihrer Stelle; sie ändern nicht ihre Form. Die Zeichen hören im herausgelösten Teil nicht auf, Zeichen zu sein. Außerdem kann man Schriftzeichen jederzeit kopieren, faksimilieren oder abschreiben.

Derrida fasst diese Eigentümlichkeiten geschriebener Zeichen unter dem Titel ihrer *Ite-rierbarkeit*<sup>10</sup> zusammen. Die Iterierbarkeit geschriebener Zeichen lehre uns, dass ihre Zeichenhaftigkeit nicht durch Sprecherabsichten (propositionale oder illokutionäre) und nicht durch Kontext (innerer oder äußerer) erklärt werden könnten. In Derridas Diktion liest sich dieser erste Teil des Arguments so: „1. Ein schriftliches Zeichen (*signe*), im geläufigen Sinne dieses Wortes, ist also ein Zeichen (*marque*), das bestehen bleibt, das sich nicht in der Gegenwart seiner Einschreibung erschöpft und die Gelegenheit zu einer Iteration bietet, auch in Abwesenheit des empirisch festlegbaren Subjekts, das es in einem gegebenen Kontext hervorgebracht oder produziert hat, und über seine Anwesenheit hinaus. Von daher unterscheidet man, traditionsgemäß zumindest, die ‚schriftliche Kommunikation‘ von der ‚gesprochenen Kommunikation‘.

2. Gleichzeitig enthält ein schriftliches Zeichen die Kraft eines Bruches mit seinem Kontext, das heißt, mit der Gesamtheit von Anwesenheiten, die das Moment seiner Einschreibung organisieren. Diese Kraft des Bruches ist kein akzidentelles Prädikat, sondern die Struktur des Geschriebenen selbst. Handelt es sich um den sogenannten ‚realen‘ Kontext, so ist, was ich soeben behauptet habe, nur allzu offensichtlich. Zu diesem vorgeblichen Kontext gehören eine ‚Gegenwart‘ der Einschreibung, die Anwesenheit des Schreibers bei dem, was er geschrieben hat, die ganze Umgebung und der Horizont seiner Erfahrung und vor allem die Intention, das Meinen, das in einem gegebenen Augenblick seine Einschreibung beseelt. Es gehört zum Zeichen, schlechterdings lesbar zu sein, selbst wenn der Augenblick seiner Produktion unwiederbringlich verloren ist und selbst wenn ich nicht weiß, was sein angeblicher Autor-Schreiber in dem Augenblick, da er es schrieb, das heißt, es seiner wesentlichen Führungslosigkeit überließ, bewußt und mit Absicht hat sagen wollen. Was nun den semiotischen und internen Kontext betrifft, so ist die Kraft des Bruches keineswegs geringer: auf Grund seiner wesentlichen Iterierbarkeit kann man ein schriftliches Syntagma aus der Verkettung, in der es gegeben oder eingefaßt ist, immer herauslösen, ohne daß ihm dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens, wenn nicht eben alle Möglichkeiten von ‚Kommunikation‘, verlorengehen. Man kann ihm eventuell andere zuerkennen, indem man es in andere Ketten einschreibt oder ihnen *aufpfropft*. Kein Kontext kann es einschließen.“ (135 f.)

In unserer Rekonstruktion haben wir uns erlaubt, Derridas „realen“ Kontext in Sprecherintentionen und äußeren Kontext zu zerlegen. Der äußere Kontext enthält dabei mindestens die folgenden Dinge: Sprecher, Hörer und Referenzobjekt.

Der zweite Schritt in der Argumentation besteht darin, dieses Ergebnis von geschriebenen Zeichen auf andere zu übertragen: „[...] wenn das Prädikat, das somit als charakteristisch für die der Schrift eigene Abwesenheit anerkannt wird, zufällig auf jede Art von Zeichen und Kommunikation zutrifft, würde sich daraus eine allgemeine Verschiebung

---

10 Vgl. Derrida (1976), 133 ff.

ergeben: die Schrift wäre nicht mehr eine Art der Kommunikation, und all jene Begriffe, unter deren Allgemeinheit die Schrift subsumiert wurde (der Begriff selbst als Sinn, Idee oder Erfassen des Sinns oder der Idee, der Begriff der Kommunikation, des Zeichens, etc.), würden sich als unkritisch erweisen, als ungeschickt gebildet oder vielmehr für den Zweck bestimmt, die Autorität und die Macht eines gewissen historischen Diskurses zu sichern.“ (132)

Offenbar ist zu zeigen, dass alle Zeichen iterierbar sind, und zwar in dem Sinn von Iterierbarkeit, den Derrida anhand geschriebener Zeichen einführt. „Die Möglichkeit, die Zeichen (*marques*) zu wiederholen und damit zu identifizieren, ist in jedem Code impliziert, macht diesen zu einem mitteilbaren, übermittlungsfähigen, entzifferbaren Gerüst, das für einen Dritten, also für jeden möglichen Benutzer überhaupt, wiederholbar ist.“ (134)

An genau dieser Stelle – und das ist der Kernpunkt von Searles Kritik – unterläuft Derrida eine Verwechslung, die – und das ist der Kernpunkt unserer Kritik – nicht bloß ein Irrtum ist. Er argumentiert, dass alle Zeichen iterierbar seien, weil sich jedes Zeichen unendlich oft reproduzieren lasse. Dabei können sich unsere Absichten ändern, die benachbarten Zeichen können andere sein, und auch die äußeren Umstände spielen augenscheinlich keine Rolle. Niemals kann sich ein Zeichen in nur 10 oder 100 Vorkommen vollständig erschöpfen. Es kann immer wieder aufs Neue geäußert werden und bleibt sich dabei doch gleich. Hier aber verwechselt Derrida augenscheinlich unsere Fähigkeit, stets neue *Token* ein und desselben *Typs*<sup>11</sup> hervorzubringen, mit der oben erläuterten Iterierbarkeit schriftlicher Zeichen, die gerade darin besteht, ein und demselben Token mehrfach zu begegnen. Hier eine Lektüre der Verwechslung: „Betrachten wir ein beliebiges Element der gesprochenen Sprache, eine kleine oder große Einheit [Token]. Die erste Bedingung für sein Funktionieren: seine Lokalisierung hinsichtlich eines bestimmten Codes [Typ]; doch ich ziehe es vor, den Begriff des Codes, der mir unsicher erscheint, hier nicht zu sehr zu beanspruchen; sagen wir, daß eine gewisse Selbstidentität dieses Elementes (Marke, Zeichen etc.) seine Erkennbarkeit und seine Wiederholung gestatten muß. Durch die empirischen Variationen eines bestimmten Akzents hindurch muß man die Identität einer, sagen wir, bezeichnenden Form [Typ] wiedererkennen können. Weshalb ist diese Identität paradoxerweise die Spaltung oder Auflösung ihrer selbst, welche aus diesem Lautzeichen [Token] ein Graphem [Token?] machen wird? Weil nämlich jene Einheit der bezeichnenden Form [Typ] sich nur durch ihre Iterierbarkeit konstituiert, durch die Möglichkeit, nicht allein in Abwesenheit ihres ‚Referenten‘ wiederholt zu werden [hier müsste Token einsetzbar sein, ist es aber nicht], was sich von selbst versteht, sondern auch in Abwesenheit eines bestimmten Bezeichneten oder der augenblicklichen Bedeutungsintention, wie auch jeder gegenwärtigen Kommunikationsintention. Diese strukturelle Möglichkeit, dem Referenten oder dem Bezeichneten (also der Kommunikation und seinem Kontext) entzogen zu werden, macht, wie mir scheint, jedes Zeichen (*marque*) [Token], auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem [Typ?] [...]“ (137, Anmerkungen in [...] von uns)

Derrida behauptet, jedes Zeichen funktioniere im Prinzip so wie ein Schriftzeichen, und dieses funktioniere nicht so wie gemeinhin angenommen. Vielmehr sei, in Umkehrung der

11 Dieses B und dieses B sind zwei Token desselben Typs (lateinisches großes B). Dieses B und dieses b sind auch zwei Token desselben Typs (lateinisches B). Entsprechendes gilt für Wörter, Sätze und größere Einheiten.

konventionellerweise angenommenen Kausalbeziehung, die schriftartige Wiederholbarkeit von Zeichen Bedingung der Möglichkeit von Sprecherintentionen. In der Tat sind Schriftzeichen funktional weniger an die Intentionen ihres Urhebers gekettet als Wörter, die, einmal gesprochen, im Raum verhallen. Derrida behauptet jedoch, dass mit dieser Feststellung etwas ganz Wesentliches über Zeichen gesagt ist. Diese Behauptung resultiert aus der Äquivokation von Typ und Token. Diese Äquivokation wiederum ruht auf einer eigentümlichen Vorstellung von Zeichen, welche Derrida seinem Projekt der Dekonstruktion zu Grunde legt, was jedoch nur unter bestimmten Bedingungen gelingt.

Versuchen wir diese Bedingungen mit einer kleinen Sammlung von Verdachtsmomenten zu erhellen:

1. Derridas Jagd auf die Sprecherintentionen ist von der Annahme geleitet, dass ein bestimmtes Bild von Zeichen, das in der Philosophie der französischen Klassik aufkam, für alle Zeichentheorien gilt. Derridas Projekt steht im Bann dieses Bildes.

2. Die klassische Zeichentheorie kennt die systematische Unterscheidung zwischen Zeichentyp und Zeichentoken nicht, die der Sprechakttheorie (und der Mehrheit aller Zeichentheorien) eigen ist. Diese Nicht-Unterscheidung auch in einen nach-klassischen Kontext zu übertragen, ist Voraussetzung für Derridas Theorie.

3. Um den Verdacht zuzuspitzen: Derridas Text wird in dem Sinne, den Derrida selbst in seinem Projekt skizziert, dort dekonstruierbar, wo er seine zeichentheoretischen Annahmen zu metaphysischen und ideengeschichtlichen Thesen verallgemeinert.

Um diesem Verdacht nachzugehen, werden wir zunächst fragen, was die klassische Zeichentheorie gegenüber Austins oder Searles Ansatz auszeichnet und wie ihr die Nicht-Unterscheidung Typ/Token möglich ist (Abschnitt II). Danach möchten wir versuchen, ein anderes Bild von Zeichen zu skizzieren, das zumindest einige von Derridas Intuitionen auffangen soll (Abschnitt III). Im Anschluss an diesen Entwurf versuchen wir, das von Derrida in seinem Aufsatz nur angedeutete Projekt der Dekonstruktion zu rekonstruieren (Abschnitt IV), um abschließend zu fragen, ob und wie sich Derridas Text im Sinne dieser Rekonstruktion dekonstruieren lässt (Abschnitt V).

## II. Die Ideologie der Zeichen

Der von Derrida *in extenso* gelesene Étienne Bonnot de Condillac gilt als der Begründer der Schule der französischen Ideologen<sup>12</sup> – ohne sein Programm selbst schon als „Ideologie“ bezeichnet zu haben.<sup>13</sup> Ideologie im Sinne der französischen Aufklärung ist zu verstehen als eine streng wissenschaftlich auftretende Wahrnehmungspsychologie mit sehr weitreichendem Erklärungsanspruch: Sie behauptet, dass alle mögliche Erkenntnis auf sinnlichen Wahrnehmungen beruht und in den mentalen Repräsentationen dieser Wahrnehmungen besteht. Wahrnehmungen sind durch Dinge und Ereignisse in der Welt kausal

<sup>12</sup> Vgl. Derrida (1976), 132.

<sup>13</sup> Unsere Darstellung stützt sich vor allem auf folgende Passagen des *Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse*: Condillac (1977), Erster Teil, Erste Sektion, 65–74; Zweite Sektion, Kapitel I–V, 76–105; Dritte Sektion, 135–142; Vierte Sektion, Kapitel I, 143–150; Zweiter Teil, Erste Sektion, Kapitel I, 187–193; Kapitel IX–XI, 233–253; Kapitel XIII, 259–263.

verursacht. Ihre mentalen Repräsentationen sind das, was Condillac „Ideen“ nennt. Ideen sind noch nicht sprachlich – noch nicht einmal zeichenartig. Zeichen kommen zu den mentalen Repräsentationen erst hinzu. Repräsentation nach Condillac ist folglich doppelt: Zeichen stehen für mentale Operationen, die für Dinge in der Welt stehen.

Zeichen sind für Condillac alle möglichen Gegenstände oder Ereignisse, die für mentale Ereignisse (Ideen) stehen. Die Verbindung zwischen ihnen kann rein zufällig sein. So funktioniert Erinnerung: Als ich *A* sah, geschah *B*. Immer wenn *B* wieder geschieht, erscheint mir die Perzeption *A* erneut. *B* ist das – zufällige – Zeichen von Perzeption *A*. Dieses Zeichen, *B*, ist jedoch an seinen Kontext – sein Auftreten – gefesselt, die Idee *A* an den Augenblick des Wiederauftretens von *B*. Dafür, dass diese Zeichen funktionieren können, muss das wahrnehmende Bewusstsein zwar mit Erinnerungsvermögen [*Imagination*] ausgestattet sein, doch nicht mit einem von den konkreten Ereignissen unabhängigen Vorstellungsvermögen [*Gedächtnis*]. Nur Letzteres kann Erinnerungen ohne äußeren Anlass wachrufen, indem es Zeichenäußerungen hervorbringt.

Vorstellungsvermögen kommt bei Condillac erst auf der Ebene konventioneller – das heißt sprachlicher – Zeichen ins Spiel, wobei der Term „konventionell“ nicht irritieren sollte: Auch ein einzelnes Wesen kann – sofern es Vorstellungsvermögen besitzt – für sich Zeichenbedeutungen festlegen, indem es mentalen Repräsentationen Lautfolgen (oder andere deliberativ wiederholbare Ereignisse) als Namen zuweist. Diese Zuweisungen ermöglichen zum einen eine Loslösung des Zeichengebrauchs von Ereigniskontexten. Genau genommen, kann erst hier überhaupt von *Zeichengebrauch* gesprochen werden, denn – zum anderen – bildet sich erst im Prozess des Namengebens die Fähigkeit heraus, Ideen bewusst zu kombinieren und über sie zu verfügen. Die Bildung zunehmend abstrakter Begriffe wird möglich. Konventionelle Zeichen gestatten die Kontrolle des wahrnehmenden Bewusstseins über die Repräsentationen seiner Wahrnehmungen: Zeichen sind der technische Modus der mentalen Operation des Referierens. Sie werden durch das Bewusstsein individuiert, welches das Reservoir an Wahrnehmungen, so wie sie im Kopf sind, mit dem Reservoir möglicher Lautkombinationen verbindet. So werden Bedeutungen produziert. Die Bedeutung von Zeichen liegt *hinter* dem Zeichen, im repräsentierenden Bewusstsein. Diese Vorstellung ist ein essenzielles Charakteristikum der Condillac'schen Zeichentheorie. Die Typ/Token-Unterscheidung hat in ihr keinen systematischen Wert.<sup>14</sup>

Dies sieht in der Austinschen Zeichentheorie ganz anders aus. Sie unterscheidet sich in Fragestellung und Modellbildung grundlegend von der Condillac'schen. Die grundlegenden Unterschiede betreffen vor allem zwei Punkte:

1. wie Zeichen als Gegenstände behandelt werden;
2. wie Intentionen bestimmt werden.

(ad 1.) Die klassische Tradition der Zeichentheorie will in erster Linie erklären, wie Zeichen in die Welt kommen. Dies ist eine ontologische, äußerst unpragmatische Fragestellung. Die Frage, wie wir Zeichen in unserer Ontologie unterbringen sollen, gerät der Sprechakttheorie nicht in den Blick. Sie geht davon aus, dass Zeichen im Sprachgebrauch vorkommen und, wie auch immer das geschehen mag, bereits individuiert sind. Sie will erklären, wie Zeichen in Kommunikation funktionieren. Die Sprechakttheorie beinhaltet nicht die Annahme, die Ab-

---

14 Vgl. zur klassischen französischen Zeichentheorie Foucaults Darstellung in: (1971), 91 ff.

sichten eines einzelnen Sprechers/Schreibers im Vollzug einer einzelnen Äußerung könnten die für ein Zeichen konstitutive Typ/Token-Distinktion erzeugen. Was einzelne Bs Token des Typs B sein lässt, ist eher die Übereinstimmung all derer, die immer und immer wieder verschiedene Bs in unterschiedlichen Situationen als in gewisser Weise gleich behandeln und so den Typ B erschaffen. Die Typ/Token-Distinktion kommt nicht durch eine einzelne Sprecherintention in die Welt. Sie ist eine soziale Tatsache, eine nichtintendierte Folge von Handlungen, die auf anderes abstellen. Wofür aber ein Token, geäußert in einer bestimmten Situation, steht, kann durchaus von Sprecherintentionen abhängen. Der Bezug eines Tokens ist ja durch seinen Typ nicht festgelegt. Dafür bieten indexikalische Ausdrücke ein wohlfeiles Beispiel.

(ad 2.) Die Zeichentheorie der Klassik nahm an, dass ein Bewusstsein aus willkürlichen Lautfolgen referierende Zeichen macht, indem es Akte des Meinens vollzieht. Austin sieht das Verhältnis von Zeichen und Intentionen viel nüchterner: Zeichen liegen als Gegenstände in der Welt herum. Bezeichnend werden sie dadurch, dass man sie benutzt – am besten erfolgreich, sodass Kommunikation zu Stande kommt. Er behauptet nicht, dass meine Intention beim Sprechen den Zeichen, die ich benütze, ihre Bedeutung verleihe, sondern nur: Wenn ich keine Intentionen habe, kann ich auch keine Zeichen benutzen. Wenn wir Zeichen deuten, nehmen wir an, dass sie von Sprechenden kommen, die sie mit bestimmten – aus dem inneren und äußeren Kontext der Äußerung zu erratenden – Absichten geäußert haben. Zuschreibungen von Intentionen haben einen hypothetischen Status im Interpretationsapparat, der an Dinge herangetragen wird, die für Äußerungen von Zeichen gehalten und die auf diese Weise verstehbar werden. Vielleicht täuschen wir uns, wenn wir etwas als Äußerung wahrnehmen. Vielleicht gab es keine Intention. Dann gab es allerdings auch keine Äußerung, sondern nur eine Ansammlung von Objekten, die auf Grund einer zufälligen Ähnlichkeit mit Zeichen irrtümlich in Zeichenkontexte gestellt wurden. Oder es gab nicht-intentionale Anzeichen, die sich in bestimmten Kontexten behandeln lassen wie Zeichen. Kontexte sind nicht durch Intentionen gesichert, sondern umgekehrt. Darum bedürfen Kontexte besonderer Aufmerksamkeit.

Derrida greift in seiner Austin-Lektüre auch dessen Begriff von Kontext an, doch sitzt er hier einem sehr ähnlichen Missverständnis auf wie im Falle der Bedeutungsintentionen: Wenn Austin von „totalem Kontext“ spricht, so referiert dieser Term gerade nicht auf die inneren und äußeren Umstände eines Textes, die unter der Kontrolle eines intentionalen Bewusstseins stünden, das sich seiner selbst und seiner Zeichen absolut gewiss wäre. „Totaler Kontext“ referiert auf alle möglichen inneren und äußeren Bestimmungen einer Sprechsituation – also im Prinzip unabschließbar viele. Zum einen kann Kommunikation in beliebiger und vielfältiger Weise schief gehen, da die Sprechsituation der Kontrolle durch die Teilnehmer einer Kommunikation unter Umständen entgleiten kann. Das ist so, weil diese Umstände (äußerer Kontext) ihnen nie vollständig präsent sein können. Zum anderen gibt es eigentümliche Kontexte, in denen Sätze nicht ihre übliche illokutionäre Kraft entfalten. Jeder Sprechakt kann auf einer Bühne oder im Film dargestellt werden. Dem entspricht Austins Unterscheidung *ernsthafter* und *unernster* Sprechakte. Meistens besteht eine Asymmetrie zwischen diesen Sprechakten: Die unernsten Sprechakte sind oft *parasitär*<sup>15</sup> auf die

15 Eine Klasse *P* von Sprechakten heißt parasitär auf eine Klasse *F* von Sprechakten, wenn die Existenz von *F* Möglichkeitsbedingung für *P* ist.

ernsthaften, doch sie sind bisweilen nicht einfach verunglückte Instantiierungen derselben. Oft wissen wir nur, wann es ernst ist und was gemeint ist oder getan werden soll, wenn wir den unernsten, zitierten, parodierten Sprechakt kennen.<sup>16</sup> Komik und Ironie in Alltagskontexten funktionieren so. Das Funktionieren unernster, aber auch misslingender Sprechakte ist zu analysieren, um die Gründe des regelmäßigen Funktionierens von Kommunikation zu erhellen. Dass dies zu leisten wäre, macht Austin deutlich, auch wenn er eine umfassende Beschäftigung mit jenen Sprechakten auf später vertagt.<sup>17</sup> Die Vertreibungsbewegung, die hartnäckige Verdrängung, die Derrida sieht und aus dem Gebrauch des Wortes „parasitär“ ableitet, findet allein in seinem eigenen Text statt. Die rein pragmatischen Unterscheidungen, die Austin einführt, werden von Derrida metaphysisch aufgeladen.

Es gibt in der Philosophie kein durchgängiges ontologisches oder moralisches Privileg des Bewusstseins gegenüber der Repräsentation, ebenso nicht eines der gesprochenen gegenüber der geschriebenen Sprache, und auch nicht eines des ernsthaften Sprechaktes gegenüber dem unernsten. Die Vorstellung, dass Zeichen die willfähigen Werkzeuge intentionaler Kommunikationen seien und ihre primäre Bestimmung darin bestehe, abwesende Gegenstände anwesenden Personen bei anwesendem Bewusstsein mental präsent zu machen, entspricht einer Metaphysik der Zeichen, die in keinem Fall in der gesamten Philosophiegeschichte vertreten wurde, sondern nur zu bestimmten Zeiten von bestimmten Autoren. Diese Einschränkung nimmt Derridas Argument, dass alle Zeichen in ihrem Charakter Schriftzeichen seien, die Schärfe – abgesehen davon, dass es so, wie es auf dem Papier steht, ohnehin nicht funktioniert.

Wenn angenommen wird, dass Zeichen bisher ausschließlich als Medien der Repräsentation bestimmt worden wären, lässt sich in der Tat einwenden, dass Schriftzeichen zu ihrer repräsentierenden Funktion nicht der Anwesenheit von Sender und Empfänger samt deren Intentionen bedürfen, und daraus ableiten, dass kein Zeichen diese Anwesenheit benötige, was bisher lediglich niemand habe erkennen können. Nur unter der Bedingung, dass in diesem Argument das einzelne Zeichenereignis [*Token*] mit dem Zeichentyp vertauscht und dieser mit der Zeichenbedeutung gleichgesetzt wird, lässt sich von der möglichen Abwesenheit von Sender, Empfänger und Referent vom Zeichenereignis darauf schließen, dass Zeichen eigentlich gar nichts repräsentieren, da sie auf geheimnisvolle Weise auch dann anwesend und in ihrem Wesen Zeichen sind, wenn kein Referent, kein Empfänger und kein Sprecherbewusstsein in der Nähe sind. In diesem Sinne ist Derridas Äquivokation unverzichtbar für seinen Text. Ohne sie könnte er kein so drastisches und homogenes Bild der abendländischen Philosophie zeichnen. Es ist jedoch sicher keine unvernünftige Idee, die Vorstellung infrage zu stellen, die Intentionen der Zeichenbenutzer beherrschten das Funktionieren der Zeichen – und das ist mit der Feststellung vereinbar, dass Zeichengebrauch Intentionen erfordert.

### III. Ein anderes Bild von Zeichen

Dieser Intuition Derridas lässt sich nachgehen, ohne einer Zeichenmetaphysik zu verfallen, wie er es tut. Wir benutzen dabei den Searleschen Äquivokationsvorwurf als Richt-

16 Denken wir an die Rolle von Zitaten wie: „Schau mir in die Augen Kleines!“ „Sein oder Nichtsein“, „Mehr Licht!“, „Wenn Du leben willst, komm mit mir!“.

17 Vgl. Austin (1979), 36 f.; Searle (1977), 205 ff.



schnur. Jede Rekonstruktion der Derridaschen Thesen muss diesen Einwand umschiffen. Es lässt sich ein anderes Bild von Zeichen entwerfen – eben nur ein Bild, ohne Anspruch auf eine wahre Aussage darüber, was Zeichen „wirklich sind“. Für dieses Bild können Ruth Millikans Theorie der Eigenfunktionen [*proper functions*]<sup>18</sup> und Richard Dawkins Theorie der Meme<sup>19</sup> Pate stehen. Dies mag eine merkwürdige Allianz sein, doch es gibt interessante Parallelen zwischen zumindest einer möglichen Lesart von Dekonstruktion und diesen dezidiert physikalistischen Ansätzen.

Einem weit verbreiteten Bild von Zeichen zufolge, dem auch wir bisher gefolgt sind, haben Zeichen aller Art eine gespaltene Existenz: Einmal kämen sie als Typen vor, andererseits seien sie in Token dieser Typen realisiert. Der Typ wird dabei als Träger der äußerungsinvarianten Zeicheneigenschaften wie zum Beispiel der Bedeutungen vorgestellt, während dem Token sämtliche Pannen der konkreten Zeichenrealisierung angelastet werden können. Dieses Bild setzt Searle in seiner Kritik voraus.

Im Folgenden verlassen wir dieses Bild. Wir wollen die Existenz von Zeichentypen nicht voraussetzen. Vielmehr reden wir ab jetzt nur noch von Token. Dafür nehmen wir allerdings an, dass Token – also einzelne Äußerungsereignisse oder ihre Produkte – untereinander durch eine Relation des „*ist Vorlage für*“<sup>20</sup> verbunden sind. Unser neues Bild von Sprache ist bevölkert von Wesen, die ausgestattet sind mit einem assoziativen Gedächtnis und der Neigung, Gehörtes und Gesehenes spontan zu wiederholen. So wie Schriftzeugnisse abgeschrieben, faksimiliert oder fotokopiert werden, reproduzieren sich Lautfolgen dadurch, dass Lebewesen sie hören und nachahmen. Mit der Zeit werden reproduktiv erfolgreiche Zeichenketten häufiger vorkommen als andere, welche aussterben. Was zeichnet diesen Prozess aus? Zunächst einmal werden Zeichenketten dazu tendieren, sich deutlich voneinander zu unterscheiden. Zum anderen werden sie sich mit verschiedenen Arten von Situationen verbinden – unsere Lebewesen haben schließlich ein assoziatives Gedächtnis und erwerben darum eine Disposition, bei bestimmten Gelegenheiten bestimmte Zeichenketten in die Welt zu setzen.

Diesen Prozess kann man aus zweierlei Perspektive beschreiben. Vom Standpunkt der Lebewesen aus mag sich ihr Tun als Sprachgebrauch darstellen. Es mag ihnen bei der Koordination von Handlungen behilflich sein. Wichtiger für die Struktur des Prozesses jedoch ist der Standpunkt der Zeichenketten. Sie sind die reproduktiven Einheiten (Meme, um mit Dawkins zu sprechen), die in diesem Prozess vorkommen. Daher sind die Bedingungen ihres reproduktiven Erfolges die Determinanten ihrer Evolution.

Welche Aussagen Derridas lassen sich mit diesem Bild verbinden? Zunächst einmal ist die These, dass alle Zeichen iterierbar seien, abbildbar auf die Aussage, dass die Zeichen, auf die wir stoßen, eine erfolgreiche Geschichte der Reproduktion durchlaufen haben und von daher leicht als Vorbild für andere Token dienen können. Erfolgreiche Zeichen sind gut zu kopieren, und diejenigen Zeichen, denen wir begegnen, stammen meistens von erfolgreichen Vorfahren ab.

18 Vgl. Millikan (1984, 1986).

19 Vgl. Dawkins (1996), Kapitel 11.

20 Ein Token *t* ist Vorlage für ein anderes *t'*, wenn *t* kausal beteiligt ist am Zustandekommen der Disposition, in deren Ausübung ein Individuum das Token *t'* hervorbringt.

Mit diesem Bild lässt sich auch die Vorstellung eines heuristischen Privilegs der Schrift verbinden. Es besagt, dass sich an geschriebenen Zeichen diejenigen Eigenschaften besonders gut erkennen lassen, welche die Arbeitsweise von Zeichen überhaupt erklären: Die wichtigste Eigenschaft eines Zeichens ist, dass es gut zu kopieren ist. Das ist bei Schriftzeichen besonders augenfällig, weil sie eine gewisse Permanenz mitbringen, also auf besonders sichtbare Weise Vorlage für andere Token werden können.

Schließlich entspricht die Absage an Sprecherintentionen der Tatsache, dass für den Prozess der Zeichenreproduktion die Eigenschaften der Zeichentoken und nicht die Intentionen der Sprecher entscheidend sind. Es sind die Token selbst, welche die Menschen dazu bringen, sie zu kopieren – und damit Nachfahren dieser Token zu produzieren. Allerdings ist hier auf ein dialektisches Verhältnis von Zeichen und Intentionen hinzuweisen: Jene Zeichen, die den Interessen ihrer Kopiermaschinen besonders gut dienen, werden sich am besten reproduzieren. Sie können dies zum Beispiel durch Wohlklang erreichen oder, was der Weg der meisten Zeichen zu sein scheint, über klare Bedeutungen, die den Zeichen einen hohen Wert als Mittel der Informationsübermittlung und Handlungskoordination sichern. Dennoch sind die Intentionen der Zeichenreproduzenten lediglich Umgebungsbedingungen des von den Zeichen selbst ausgehenden Prozesses ihrer Vermehrung, Abwandlung und Selektion. Der Prozess, in dem sich Zeichensysteme ausbilden, wird zwar von Menschen getragen, aber nicht gesteuert: Andere Interessenlagen unter den Menschen hätten andere Zeichensysteme hervorgebracht, aber kaum ein Zeichensystem wurde jemals von Menschen in Hinblick auf ihre Interessen geschaffen.

Nachdem wir diese drei Elemente von Derridas Doktrin vor dem Hintergrund eines alternativen Zeichenmodells rekonstruiert haben und dabei den Searleschen Einwand umgehen konnten, müssen wir jedoch klarstellen, dass damit weder eine Verteidigung Derridas gegen Searles Kritik gelungen ist, noch deckt sich dieses Bild ohne Einschränkung mit Derridas Vorstellungen von Zeichen:

1. Die Typ/Token-Unterscheidung anzuerkennen, ist üblich. Jede Abweichung davon ist so ungewöhnlich, dass ihr Autor explizit drauf hinweisen sollte. Ein solcher Hinweis findet sich bei Derrida nicht.

2. Eine angemessene Auslegung hätte auch den Beispielen und nicht nur den theoretischen Abstraktionen Rechnung zu tragen. Die Beispiele rücken aber allesamt Interpretationsphänomene in den Mittelpunkt, und nicht den Prozess der Zeichenreproduktion. Aus der oben gekennzeichneten Perspektive ist eine Interpretation jedoch nur insoweit relevant, als es den interpretierten Zeichen dabei gelingt, Kopien ihrer selbst erzeugen zu lassen. Ob und wie sie dabei verstanden werden, ist *prima facie* gleichgültig.<sup>21</sup>

21 Wo wir gerade bei den Beispielen sind: Vor ihrem Hintergrund erscheint es zuweilen so, als erschöpfe sich Derridas ganzes Bemühen darin, uns auf den eigentümlich trivialen Sachverhalt hinzuweisen, dass kein Text seine Leser/Hörer kausal zu bestimmten Interpretationen zwingen könne – eine These, die unabhängig von jedem Zeichenmodell zugegeben werden kann; sie scheint noch am ehesten dem Millikanschen Zeichenmodell zu widersprechen, da es nahe legt, diejenigen Zeichen würden sich evolutionär durchsetzen, die eine sehr große kausale Macht über Menschen auszuüben vermögen.

3. Derrida versteht das Privileg der Schrift nicht heuristisch, sondern ontologisch und verharrt in der Metaphysik, die er dekonstruieren wollte.<sup>22</sup> Dieser Metaphysik entsprechend nimmt er an, dass Zeichen ganz ohne Sender, Empfänger etc. in der Welt seien. Die Kategorie des reproduktiven Erfolges als Existenzbedingung für Zeichen ist dagegen nur unter Bezugnahme auf Sprecherintentionen anwendbar – doch das Bestimmungsverhältnis zwischen Zeichenereignis und Intention ist umgekehrt.

Streicht man das metaphysische Element aus Derridas Projekt, gelangt man zu einem zwar wesentlich bescheideneren, aber wesentlich kohärenteren philosophischen Vorhaben. Es stellt sich nur die Frage, ob solch eine Kohärenz wirklich das ist, was von diesem Projekt rechtmäßig zu erwarten ist. Schließlich geht es Derrida um etwas ganz anderes – nämlich darum, den Geltungsanspruch philosophischer Argumentationsweisen insgesamt aufs Spiel zu setzen und so neue Zugriffe auf philosophische Texte zu ermöglichen.<sup>23</sup> Diese Möglichkeit sollten wir im Auge behalten, wenn wir eine Rekonstruktion des Projektes der Dekonstruktion versuchen.<sup>24</sup>

#### IV. Hermeneutisches und dekonstruktives Lesen

Dekonstruktion ist zunächst eine Arbeit an Texten. Sie beschäftigt sich mit denjenigen Zeichenfolgen, die im hermeneutischen Sinn interpretierbar sind. Die Hermeneutik geht nach Derrida von der Annahme aus, dass jeder Text ein Zentrum habe. Dieses Zentrum sei ein Komplex bestehend aus einem Autor, einem System von Aussagen, die der Autor machen will, Begriffen, die er mit seinen Zeichen meint, und ihren Referenten, auf die sie sich Kraft seines Meinens beziehen. Dieses Zentrum organisiere den Text. Es liege sowohl innerhalb des Textes, als Aussage, als auch außerhalb, als eine Art intentionalen Bewusstseins, das den Text strukturiere. Dieses Zentrum sei implizit im Text enthalten. Es zu heben, an die Oberfläche zu holen und explizit zu machen, sei Ziel der Interpretation.<sup>25</sup> In diesem Textmodell kann ein und dasselbe Zentrum durchaus mehreren verschiedenen Texten eigen sein, etwa bei Übersetzungen, und es kann in andere Medien überführt werden, etwa vom Roman zum Film.

Gegen dieses Modell wendet sich Derrida. Gegen die Vorstellung, im Text liege etwas Tieferes verborgen, macht er das Oberflächliche des Textes geltend – die schlichte Folge von Zeichen, die der Text ist. Gegen die Vorstellung, diese Zeichen gehorchten dem Willen eines Autorsubjekts selbst über große raum-zeitliche Distanz, entwirft Derrida jenes Bild von Zeichen, die nicht unbedingt tun oder bedeuten, was der Autor will, sondern die zu verschiedenen Zeiten und an anderen Orten Verschiedenes tun und anderes bedeuten können. Dieses Bild kann stark gelesen werden, so wie Derrida es macht. Wir haben eine metaphysisch anspruchlosere Lesart dieses Bildes präsentiert, die uns plausibler er-

22 Vgl. Habermas (1985), 203, 211.

23 Vgl. Derrida (1974), 166; Habermas (1985), 223 ff.

24 Da Derrida in *Signatur Ereignis Kontext* keine präzisen Aussagen darüber macht, was Dekonstruktion sei, haben wir uns an sein programmatisches Werk *Grammatologie* (Derrida 1974, Erster Teil, 9–170) und den Aufsatz *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen* (in: Derrida 1972, 422–442) gehalten.

25 Vgl. Derrida (1972), 423.

scheint. Wir werden unsere Version dem folgenden Versuch zu Grunde legen, eine Bestimmung dessen zu geben, was Dekonstruktion sein könnte.

Für alle Texte, die Gegenstand hermeneutischer Betrachtung werden können, gilt: Ihr Spiel der Zeichen – um eine Derridasche Metapher zu benützen, die sich zumindest auf den ersten Blick in unser Bild von Zeichen einfügt – organisiert sich so, dass das Resultat ein hermeneutisch interpretierbarer Text ist. Ein Zeichen profitiert in Bezug auf seinen reproduktiven Erfolg von seinem Vorkommen in einem bestimmten Text genau dann, wenn es im Leser den Effekt des Verstehens des Textes erzeugt und der Text in der Folge vervielfältigt, zitiert, auf Literaturlisten gesetzt oder rezensiert wird. Die Milieubedingungen für diese Reproduktion sind so beschaffen, dass sich diejenigen Zeichenfolgen durchsetzen, die ein hermeneutisches Zentrum erfolgreich fingieren.

Die Praxis der Dekonstruktion richtet sich zwar in ihrer Analyse durchaus auf dieses Zentrum, aber gerade, um es zu verfehlen.<sup>26</sup> Derrida lädt uns ein, die Oberfläche der Texte daraufhin zu untersuchen, wie sie Zentren erzeugt. Was muss an der Oberfläche der Fall sein, damit der Text sein Zentrum produzieren kann? Scheinbar randständige Eigenschaften des Textes wie Stilmittel, rhetorische Figuren, hartnäckig auftauchende Metaphern, Randbemerkungen, Auslassungen etc. rücken in den Mittelpunkt der Lektüre. Diese Merkmale der Textoberfläche geben Hinweise auf die Mittel im Text, die ihn so erscheinen lassen, als hätte er ein Zentrum. Der propositionale Gehalt des Textes, der gerade für philosophische und wissenschaftliche Texte die entscheidende Existenzbedingung zu sein vorgibt, tritt gegenüber diesen Mitteln vollständig in den Hintergrund, ebenso wie der Autor, seine Intentionen und das Referenzobjekt. Darum sollte sich das Vorgehen der Dekonstruktion an dieser Textart besonders deutlich aufweisen lassen.

Die Dekonstruktion operiert unter der Annahme, dass sich an den Merkmalen an der Textoberfläche aufzeigen lässt, dass und wie sie es schaffen, als wohlgeformte, zentrierte Texte in die *Episteme*<sup>27</sup> einzugehen. Sie müssen, wie alle anderen Redeweisen, nicht-logischen Strukturbedingungen genügen, um Teil der Episteme werden zu können.<sup>28</sup> Wenn sich an zahlreichen philosophischen Texten solche Strukturbedingungen nachweisen

26 Vgl. Derrida (1972), 437, 440.

27 Ein Derridascher Term, eingeführt in Derrida (1974), 13, passim: Der Episteme gehört alles an, was seit der Antike von Philosophen formuliert wurde und sich innerhalb der okzidentalen Philosophie den Rang eines Traditionsbestandteils hat erwerben können – in den Worten unseres Bildes: Die Episteme besteht aus denjenigen philosophischen Texten, die sich bisher erfolgreich reproduziert haben.

28 Diese Behauptung demonstrierte Derrida zunächst, indem er Arbeiten des Linguisten F. de Saussure der neuen Lektürepraxis unterwarf (Derrida 1974, 49 ff.). Das ist für die Dekonstruktion eine besonders günstige Ausgangskonstellation, denn hier sind Widersprüche eigener Art möglich: Da diese Texte eine Theorie der Zeichen zu liefern beanspruchen, können sie selbst als Gegenbeispiele gegen die Theorie, die sie darstellen, dienen – schließlich sind sie selbst Zeichen. Genau das macht sich Derridas de Saussure-Dekonstruktion zu Nutze. Die ins Textzentrum gerückte Aussage, Schrift sei sekundär und parasitär gegenüber der Sprechsprache, steht im Widerspruch zum Funktionieren des Textes, der diese Aussage enthält: Alle Beispiele entstammen der schriftlichen Tradition, die Belege für die ganze Theorie sind schriftlich, und der Text selbst ist geschrieben – und keineswegs nur in dem Sinne, dass er das Protokoll eines Vortrags darstellte.

ließen, so müssten sie sich schließlich zu einem Puzzle zusammensetzen, das uns über den philosophischen Diskurs mehr verrät als seine Selbstdarstellungen.

Dekonstruktion ist also nicht bloß Textkritik. Sie ist Philosophiekritik. Nicht ihre Wahrheit hält philosophische Texte zusammen und macht sie zu Zeichenfolgen, die sich erfolgreich reproduzieren. Die Texte haben vielmehr nicht-wahrheitsförmigen Reproduktionsbedingungen zu genügen, um als propositional gehaltvoll anerkannt zu werden. Dazu müssen sie sich zuallererst beharrlich in Diskursen festhaken. Das gelingt ihnen viel eher durch eine beredte Widersprüchlichkeit als durch das einfache Aussprechen einfacher Wahrheiten. Darum gehören zu den Erfolgsbedingungen philosophischer Aussagen Rhetorik, Originalität, Stil und Komplexität eher als Einfachheit, Stringenz und Wahrheit. Der philosophische Diskurs hat sich den Reproduktionsbedingungen der Zeichen auf einer Ebene ausgeliefert, welche ihn von gerade den Zielen entfernt, die ihm in den Selbstbeschreibungen der Philosophie beständig zugeschrieben werden. Die Episteme ist das Produkt von so etwas wie einer nicht wahrheitsförmig arbeitenden Maschine, die Texte erzeugt, denen der Anspruch der Wahrheit eignet – ohne dass sie deswegen wahr sein müssten.

Es gibt jedoch noch ein weiteres Element im Projekt der Dekonstruktion, so wie es von Derrida entworfen wurde. In der Folge seiner Metaphysik der Zeichen, in denen diese ihren Zeichencharakter in völliger Gleichgültigkeit gegenüber dem Vorhandensein jedweder Zeichenbenutzer behalten, gerät Dekonstruktion zu einer Art negativer Dialektik<sup>29</sup>, die Züge einer Verschwörungstheorie annimmt: Die Zeichen begeben sich in ein System, das sich zwischen uns und die Welt drängt und uns in einen zwangsläufig uneinholbaren Rückstand zu einer vorsprachlichen Wirklichkeit bringt.<sup>30</sup> Die Zeichen prägen und strukturieren unseren mentalen Zugriff auf die Welt. Auf diesem Wege werden aus den Bedingungen, die oben als relevant für den reproduktiven Erfolg von Texten markiert worden waren, Bedingungen, die schon das Äußern einzelner Zeichenfolgen regulieren. Und schlimmer noch: Sie verstellen uns systematisch den Blick auf bestimmte Aspekte der Welt, auf Sachverhalte, die damit unaussprechlich werden. Insbesondere – und das ist der eigentümliche Thrill bei dieser Variante von Dekonstruktion – verstellen sie den Blick auf die Mechanismen der Zeichenentstehung und -reproduktion. In den zuvor etablierten Begriffen heißt das, dass die nicht-logischen Strukturbedingungen derart seien, dass ein Sichtbarmachen eben dieser Strukturbedingungen innerhalb der Episteme ausgeschlossen sei; und weil Dekonstruktion niemals zu Texten führen könne, die den Strukturbedingungen der Episteme nicht genügten, perpetuierten die nicht-logischen Einschränkungen alles Denkbaren sich unbeobachtet und verbärgen sich vor uns sogar dann, wenn wir gerade dekonstruierten.<sup>31</sup>

Diese Doktrin verleiht dem Projekt der Dekonstruktion zwar eine gewisse Dramatik, ist aber ansonsten verzichtbar und führt zu eigentümlichen Verrenkungen in der Argumentation – schließlich soll beides möglich sein: dekonstruktive Texte in der Episteme platzieren

29 Nicht zufällig stellt Habermas Dekonstruktion und Negative Dialektik in einen Kontext. Vgl. Habermas (1985), 219.

30 Das ist, was Derrida *differance* nennt. Vgl. Derrida (1972), 6–37; (1974), 44 f.

31 Vgl. Derrida (1972), 425 f.

*und* in ihnen die hinter unserem Rücken wirksamen Einschränkungen der Diskurse benennen. Und genau das ist ja angeblich unmöglich. Darum konzipiert Derrida Dekonstruktion als ein immanent subversives Unternehmen, das auf die *Entschränkung*<sup>32</sup> der Diskurse abzielt, die auch erreicht werden könne, ohne dass die zu beseitigenden Einschränkungen dabei benannt werden müssten. Die zahlreichen dekonstruierenden Einzelanalysen fügten sich zum Bild der nicht-logischen Strukturbedingungen zusammen, auch wenn noch kein einzelner Text dieses Bild in Worte fassen könne. Aber dass sich eine dekonstruktive Lektüre- und Schreibpraxis etabliert, bewirke eine Verschiebung innerhalb der Episteme, an der schließlich die Einschränkungen zerbrächen, und eines Tages werde man rückschauend diesen Text schreiben können – es wäre dann allerdings überflüssig.

Ob Derridas düsteres Bild der Episteme zutrifft, sei einmal dahingestellt – Dekonstruktion ist als *Schreibpraxis* in jedem Fall gut beraten, nicht anders zu verfahren, als konventionelle Texte zu produzieren, die innerhalb der Episteme funktionieren, ohne jedoch die konventionellen Zentren der analysierten Texte ernst zu nehmen. Werfen wir unter diesem Aspekt einen Blick auf Derridas Text – den Text, der so tut, als ob er von Intentionen und Kontexten, Condillac und Austin, Schrift und Sprache handeln würde und einen Autor namens Derrida hätte.

## V. Dekonstruktion im Spiegel

Verlassen wir von nun an das Terrain der konventionellen philosophischen, an Argumenten orientierten Praxis und suchen in Derridas Argumentation nicht weiter nach dem Zentrum, um es im Anschluss zu kritisieren. Suchen wir vielmehr nach den Mechanismen, die dieses Zentrum produzieren. Wir werden Derrida eher gerecht, wenn wir die Texte der Dekonstruktion so lesen, wie sie selbst Texte liest: an der Oberfläche, entlang der Text-Formen. Vielleicht lässt sich also mit Derridas Text, von ihm selbst inspiriert, anders – nämlich dezentrierend – verfahren.

Das konventionelle Zentrum von *Signatur Ereignis Kontext* enthält:

1. ein Set von Aussagen: a) Intentionen spielen bei der Sprache keine Rolle; b) allein die Wiederholbarkeit von Zeichen gewährleistet das Funktionieren von Sprache; c) die Wiederholbarkeit von Zeichen ist überall so strukturiert wie in der Schrift;

2. einen Referenten: zwei grundlegend verschiedene Zeichentheorien, auf welche die Aussagen 1. a)–c) im Sinne von Derridas Intentionen zutreffen;

3. die Intention des Autors: zu zeigen, dass die bisherige Rede von Sprache in ihrer Gesamtheit die Bedeutung (Relevanz) der Wiederholbarkeit von Zeichen systematisch ignoriert hat;

4. das Autorsubjekt Derrida: Es hat einen umfassenden Überblick über die gesamte Philosophiegeschichte, der es ihm erlaubt, globalisierende Aussagen über sie zu machen.

Es gibt eine Stelle, an der sich gut demonstrieren lässt, mit welchen Mitteln Derridas Text die Elemente seines Zentrums hervorbringt. Vergessen wir bei der Lektüre nicht, dass die Person Derrida eine mündliche Mitteilung gemacht, einen Vortrag gehalten hat, der verschriftlicht und dieser Person Derrida zugeschrieben wurde. Hier das, schriftliche, Zitat in voller Länge: „Das System dieser Interpretation (das auch in gewisser Weise *das* [Hervor-

---

32 Entschränkung ist die Befreiung der Diskurse von nicht-logischen Einschränkungen.

heb. von J. D. und von uns] *System der Interpretation* oder durchaus einer Interpretation von Hermeneutik ist) wurde, obgleich es gängig ist, *soweit es dem gesunden Menschenverstand entspricht*, in der *ganzen Geschichte der Philosophie* [Hervorheb. von uns] *repräsentiert* [Hervorheb. von J. D. und von uns]. Es ist sogar, wie ich behaupte, im Grunde die *eigentlich philosophische Interpretation* der Schrift. Ich werde nur ein Beispiel anführen, glaube aber *nicht*, daß sich in der ganzen Geschichte der Philosophie *ein einziges Gegenbeispiel* finden ließe, eine einzige Analyse, die jener wesentlich widerspräche, welche Condillac, in enger Anlehnung an Warburton in seinem *Essai sur l'origine des connaissances humaines* vollzieht. Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil eine *explizite* [Hervorheb. J. D.] Reflexion auf den Ursprung und die Funktion des Geschriebenen (diese Explizitheit kommt nicht in jeder Philosophie vor, und man müßte nach den Bedingungen ihres Hervortretens oder ihrer Verdunkelung fragen) hier in einem philosophischen Diskurs entsteht, der eben *wie jede Philosophie* Einfachheit des Ursprungs, Kontinuität jeder Ableitung, jeder Produktion, jeder Analyse, Homogenität aller Ordnungen voraussetzt.“ (127 f., Hervorhebungen, wenn nicht anders gekennzeichnet, von uns)

Zuvor hatte Derrida festgehalten, dass Schrift in allen gängigen Zeichentheorien als von der mündlichen Kommunikation abgeleiteter Modus der Verständigung angesehen werde. Was geschieht hier? Folgen wir der Derridaschen Unterscheidung zwischen „Geste“ und „Absicht“ eines Textes<sup>33</sup> – zwischen den Mitteln eines Textes und seinem vorgeblichen Zentrum –, lässt sich feststellen, dass hier die Absicht einer Dekonstruktion der abendländischen Philosophie der Geste des Textes entgegenläuft. Wenn das Projekt der Dekonstruktion stimmig ist, findet sich diese Spannung zwischen „Geste“ und „Absicht“ in jedem Text des abendländischen philosophischen Diskurses. Die Absicht ist, diese Tradition zu desavouieren und zu zeigen, dass sie einer Interpretation von Zeichen folgt, die sie selbst produziert und zugleich vehement geleugnet hat. Die Geste ist die einer rhetorischen Konsolidierung eben dieser Tradition, die Derrida als Philosophien der „Einfachheit des Ursprungs“ tituliert: In jeder Zeile finden sich Formulierungen, die das Bild eines homogenen, selbst-beherrschten Diskurses vermitteln, dessen Autor Derrida die gesamte Geschichte der Philosophie transparent sei, über die er wahre Aussagen machen könne qua seiner Autorität als sprechendes Subjekt – und zwar nur qua dieser Autorität, denn diese Aussagen werden nicht belegt. Der Text verlässt sich auf Derridas rhetorische Präsenz als Sprecher vor einem Kolloquium und auf Derridas Referenzen als Autor philosophischer Texte. Um diese Faktoren zur Geltung zu bringen und diese Arbeit originell und kraftvoll zu machen, tut der Text gut daran, gerade nicht zu sagen, was er meint und warum er es meint. Er spielt vielmehr fortwährend um propositionale Aussagen herum, ohne diese explizit zu machen. Seine Terminologie ist chronisch unterbestimmt und mehrdeutig. Der Effekt ist die Suggestion einer Reserve an Wissen, Übersicht und einheitlicher Perspektive gegenüber dem Leser auf der Seite des Autorsubjekts.<sup>34</sup> Die propositionale Aussage, die

33 Vgl. Derrida (1976), 53.

34 Ein paar Beispiele: „Dissemination“ ist ein Term, der im Text auftaucht, ohne eingeführt zu werden (125, 135). Seine Autorschaft wird dem sprechenden Subjekt Derrida unterstellt. Seine Definition unterbleibt („wird aufgeschoben“?) just in dem Moment, in dem die Wichtigkeit des Unterschiedes zwischen „Polysemie“ und „Dissemination“ betont wird. Auf diese Weise wird ein Wissensvorsprung des sprechenden Subjektes etabliert, über den dieses gebietet. „Dissemination“ verweist auf

sich aus dem eben angeführten Zitat herausfiltern ließe, wäre: Es gibt genau eine philosophische Interpretation der Schrift, und sie ist als philosophische Aussage so strukturiert, wie jede Aussage strukturiert sein muss, die im philosophischen Diskurs einen Ort finden soll – sie muss zumindest vorgeben, jede einschlägige Beobachtung auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen.

Genau dasselbe tut Derridas Text – ohne wirklich mehr zu tun, als zwei disparate Traditionen in einen einheitlichen Kontext zu stellen, indem starke rhetorische Figuren und eine suggerierte Sprecherautorität als Zeugen und Belege angerufen werden.<sup>35</sup> Dieser Text iteriert genau das, was – so Derridas Kritik – alle philosophischen Texte tun müssen, um philosophische Texte zu sein: Unterschiede reduzieren, ausschließen (Absicht) – sie aber unerschwerlich vermehren (Geste). Doch – im Unterschied zu traditioneller Textkritik – sollte sich aufzeigen lassen, dass dies geschehen muss, damit dieser Text überhaupt funktioniert und sein Zentrum bekommt.

Dieses Zentrum ist nicht das „falsche Bewusstsein“ des Textes. Es ist nicht einmal so, dass die Aussagen in diesem Text – die darauf hinauslaufen, Intentionalität aus der Zeichentheorie zu beseitigen – in einem performativen Widerspruch zu der Tatsache stehen, dass jemand da ist, der dies sagen will. Diese Tatsache kann nur nicht das Funktionieren von Texten erklären. Es sind die von uns angeführten Mittel des Textes und die notwendige Unbestimmtheit von Zeichen, die erfolgreich den Eindruck erwecken, dass Aussagen über Zeichen und Intentionen stattfänden, die unter auktorialer Kontrolle stünden.<sup>36</sup>

Die besagte Unklarheit in der Bestimmung von Zeichen ist der brüchige rhetorische Untergrund, auf dem die Autorität des Autorsubjektes Derrida ruht. Diese Unbestimmtheit ist, wie bereits geschildert, nicht kontingent, sondern stammt aus einer Tradition, die den Unterschied nicht machen kann, den Derrida (oder sein Text) machen müsste, wenn er auf die Unterschiede zwischen Laut- und Schriftzeichen und ihre unterschiedliche Entfernung von Sprecherintentionen (was keine falsche These ist) referiert. Das Funktionieren der Absicht dieses Textes, Intentionen zu desavouieren und den grundlegend schriftlichen Charakter aller Zeichen zu behaupten, beruht auf der Fehlkonstruktion von Zeichen, in

---

einen anderen Text Derridas, der als dem Empfänger präsent vorausgesetzt wird. Ähnliches gilt für „*differance*“ (133). Ebenso: Der Term „Schrift“ taucht im Text auf, ohne in das Argument eingeführt zu werden, ähnlich bei „Zeichen“, das über ein Condillac-Zitat eingeführt und nicht weiter erklärt wird (128). Derrida hält Definitionen wie diese stets in der Reserve. undefinierte Termini rücken in das Zentrum der Analyse und strukturieren sie. Der Text spielt indifferent zwischen zum Teil widersprüchlichen tatsächlichen und möglichen Definitionen und vermittelt den Eindruck, dass der Autor um diese Differenzen weiß und sie kontrolliert.

35 Um dies zu illustrieren, einige Textstellen in loser Folge: Es tauchen rhetorische Figuren auf wie „Es versteht sich scheinbar von selbst, daß...“ (125); „Steht es denn fest...“ (124); „Man sagt...“ (124); „Die theoretische Unzulänglichkeit des Begriffes von Kontext...“ (126) (die vorher nicht aufgezeigt wurde!); „Doch man wird verstanden haben, was sich von selbst versteht...“ (155). Diese Textstellen suggerieren, dass Derrida weiß, dass seine Zuhörer zu wissen haben, dass es etwas Bestimmtes über „Kommunikation“ zu sagen gibt, das zu sagen Derrida gekommen ist.

36 Letzten Endes zieht Derrida sogar den Anspruch zurück, in *Signatur Ereignis Kontext* überhaupt etwas Wahres sagen zu wollen (Derrida 1988, 43) und überhaupt der Sprecher mit Intentionen zu sein, den der Text zu haben vorgibt (Derrida 1988, 37).



der die Geste des Textes manifest wird. An dieser Geste zerbricht die unterstellte Intention des Textes, doch ohne diese Geste könnte sie nicht da sein.

In unserem Bild: Wenn sich das Wort „Zeichen“ in diesem Text platziert, indem es changierend zwei Bedeutungen einnimmt, und es ihm des Weiteren gelingt, im Dunkeln zu lassen, dass diese Bedeutungen verschieden sind, und wenn dieses Changieren an einer zentralen Stelle des vorgeblichen Arguments stattfindet, dann ist dieser Text reproduktiv erfolgreich. Offensichtlich ist es sogar dann, wenn sich genau dieses Changieren aufweisen lässt und Derrida widerlegt wird. Searle, Habermas und wir haben uns bemüht, Derrida zu widerlegen, und damit Zeichenfolgen aus seinem Text zitiert und in neue Kontexte gestellt – kurz: iteriert. So pflanzt sich *Signatur Ereignis Kontext* im philosophischen Diskurs fort – unabhängig davon, ob dieser Text eine wahre Aussage über Zeichen macht. Wenn er es schafft, andere philosophische Modelle zu inspirieren und qua Originalität und kontroverser Thesen in der Diskussion zu bleiben, wird sein mangelnder Wahrheitsgehalt ihm nicht zum Verhängnis – schlicht und einfach, weil Wahrheit nicht zu den Reproduktionsbedingungen eines philosophischen Textes gehört.

## VI. Am Ende der Dekonstruktion

Ob *Signatur Ereignis Kontext* eine wahre Aussage macht oder nicht – es gibt immer noch eine andere Möglichkeit, diesen Text als eine erfolgreiche Dekonstruktion zu lesen: Vielleicht ist die *Schreibpraxis* der Dekonstruktion zu verstehen als subtile Parodie eines philosophischen Textes, die nichts anderes tut, als die Struktur eines philosophischen Textes falsch zu wiederholen. Solch ein Text würde mit großer Geste ein gewichtiges Argument zu machen vorgeben, das eine Vielzahl von Phänomenen auf ein einziges Prinzip zurückführt; er würde dazu ein reichhaltiges logisches und kritisches Instrumentarium mobilisieren – all dies jedoch nur, um mit diesem Instrumentarium fortlaufend das Uernste, Parasitäre, misslingende Sprechakte (Schreibakte?) in den philosophischen Diskurs einbrechen zu lassen und so aufzuzeigen, wie er als ernster Diskurs funktioniert.

Unser Text dagegen nimmt seinen Gegenstand und den philosophischen Diskurs ernst (so unsere Absicht) und fordert nicht seine Grenzen heraus. Doch vielleicht ist das völlig bedeutungslos: Dann entglitte der Text der Kontrolle durch unsere Intentionen, nachdem er uns verlassen hat; seine Zeichen wanderten in neue Kontexte, forderten die Grenzen des philosophischen Diskurses heraus und produzierten Bedeutungen, die noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat.

*Dr. Kai-Uwe Bux, Cornell University, Department of Mathematics, Malott Hall 310, Ithaca, NY 19853-4201, USA*

*Hajo Greif, Technische Universität Darmstadt, Graduiertenkolleg „Technisierung und Gesellschaft“, Residenzschloß, D-64283 Darmstadt*

### Literatur

- Austin, John L. (1979), *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart.
- Condillac, Étienne Bonnot de (1977), *Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse*, Leipzig.
- Dawkins, Richard (1996), *Das egoistische Gen. Überarbeitete und erweiterte Neuauflage*, Reinbek bei Hamburg.
- Derrida, Jacques (1972), *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M.
- ders. (1974), *Grammatologie*, Frankfurt/M.
- ders. (1976), *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt/M.
- ders. (1988), *Limited Inc*, Evanston.
- Foucault, Michel (1971), *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/M.
- Habermas, Jürgen (1985), *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt/M.
- Howells, Christina (1999), *Derrida: Deconstruction from Phenomenology to Ethics*, Cambridge.
- Millikan, Ruth G. (1984), *Language, Thought, and Other Biological Categories*, Cambridge.
- dies. (1986), *Thoughts without Laws, Cognitive Science with Content*, in: *Philosophical Review* 95 (1986), 47–80.
- Searle, John R. (1977), *Reiterating the Differences: a Reply to Derrida*, in: Samuel Weber/Henry Sussman (Hg.), *Glyph I*, Baltimore/London, 198–208.
- ders. (1997), *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*, Reinbek bei Hamburg.

## Sommerschule der Jungen Akademie

"Emotionale Wende? Die Junge Akademie der Gefühle"

Die Sommerschule "Emotionale Wende? Die Akademie der Gefühle" widmet sich der Bedeutung und Rolle von Gefühlen in der Repräsentation, Konstruktion und normativen Gestaltung unserer Welt.

Ziel der Sommerschule ist es, in drei Arbeitsgruppen:

- "Gefühle und Denken"
- "Manifestation von Gefühlen"
- "Normen und Gefühle"

eine Kultur des Dialogs zwischen Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften bei Postdoktorand/Innen aus dem In- und Ausland zu entwickeln, deren Promotion nicht länger als fünf Jahre zurückliegt.

Referenten: Paul Ekman, University of California;  
 Ronald DeSousa, University of Toronto;  
 Sigrid Weigel, FU Berlin;  
 Hans-Jürgen v. Bose, Hochsch. f. Musik, München; Neurowiss., n. n.

Tagungssprachen: Deutsch und Englisch

Anmeldeschluss: 31. März 2002  
 Teilnahmegebühr: Keine

Bewerbungsvoraussetzungen:

- Lebenslauf
- Angabe der eigenen Arbeitsgebiete und gegenwärtigen Forschungsschwerpunkte.
- Ein wissenschaftliches Gutachten.
- Ausführliche Begründung für die Bewerbung (letter of motivation).
- Angabe der Teilnahme an gewünschter Arbeitsgruppe (erste u. zweite Wahl).

Weitere Informationen unter: [www.diejuengeakademie.de/Projekte/projekte.htm](http://www.diejuengeakademie.de/Projekte/projekte.htm)

01.- 08. 09. 2002  
 Loveno di Menaggio  
 Comer See

Bewerbungen sind zu richten an:  
 PD Dr. E.-M. Engelen  
 Fachgruppe Philosophie  
 Universität Konstanz  
 78457 Konstanz  
 Tel.: 0049/07531-88-3023  
 e-Mail:  
[Eva-Maria.Engelen@uni-konstanz.de](mailto:Eva-Maria.Engelen@uni-konstanz.de)

# Warburg-Haus

## Vorträge aus dem Warburg-Haus

Herausgegeben von Wolfgang Kemp, Gert  
Mattenklott, Monika Wagner und Martin  
Warnke

Band 5  
2001. V, 190 S. – 28 Abb. – 170 x 240 mm  
Pb, € 29,80  
ISBN 3-05-003685-0

### Aus dem Inhalt:

*Durs Grünbein:* Schlaflos in Rom. Versuch über den Satirendichter Juvenal  
*Gustav Seibt:* Die italienische Eroberung Roms. Eine Schlacht um Vaterland  
und Religion.

*Caroline Walker:* Bynum Das Blut und die Körper Christi im späten  
Mittelalter. Eine Asymmetrie

*Michael A. Meyer:* Ludwig Meidner (1884-1966). Künstler und Jude

*Jochen Hörisch:* Konversionen. Von der Kultur- zur Mediengeschichte

### Bereits erschienen:

Band 2  
1998. 189 S. – 170 x 240 mm  
Pb, € 29,80  
ISBN 3-05-003217-0  
Mit Beiträgen von *Carlo Ginzburg, Wolfgang Kemp, Michael Giesecke* und  
*Elisabeth McGrath*

Band 3  
1999. V, 161 Seiten – 22 Abb. – 170 x 240 mm  
Pb, € 29,80  
ISBN 3-05-003461-0  
Mit Beiträgen von *Georges Didi-Hubermann, Egon Flaig, Martin Warnke* und *Joan Branham*

Band 4  
2000. V, 177 S. – 20 Abb. – 170 x 240 mm  
Pb, € 29,80  
ISBN 3-05-003324-X  
Mit Beiträgen von *Bruno Reudenbach, Anne Duden, Sigrid Weigel, Gabriele Brandstetter*  
und *Sven Beckert*

Bestellungen richten Sie bitte an  
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag  
www.akademie-verlag.de

# Gemeinwohl und Gemeinsinn

## Gemeinwohl und Gemeinsinn

Historische Semantiken politischer Leitbegriffe

Herausgegeben von Herfried Münkler und Harald Bluhm

Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppe „Gemeinwohl und Gemeinsinn“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Band 1

2001. 336 S. – 170 x 240 mm

Gb, € 39,80

ISBN 3-05-003628-1

Auf den ersten Blick sind *Gemeinwohl und Gemeinsinn* überholte, alt-europäische Begriffe, wie aber erklärt sich ihre Überlebensfähigkeit in der Moderne und ihre verbreitete Präsenz in aktuellen sozio-politischen Diskursen? Die vierbändige Edition präsentiert Forschungsergebnisse zur Aktualität des Gemeinwohl-Ideals als Ziel politischen Handelns und zur Bedeutung der sozial-moralischen Ressource Gemeinsinn in modernen Gesellschaften.

Im 1. Band wird gezeigt, daß die schon in der Antike geprägten Begriffe *Gemeinwohl und Gemeinsinn* semantisch nie eindeutig und politisch immer umstritten waren. Dennoch konnten sie gerade wegen ihrer wechselnden Orientierungsfunktion zu politisch-sozialen Leitbegriffen avancieren. Untersucht man den Wandel dieser Begriffe, so lassen sich Differenzen, die auf divergierende politische Kulturen (Deutschland, USA, Frankreich) und disziplinäre Zugriffe (Philosophie, Theologie, Policywissenschaft, Ökonomie) zurückgehen, festhalten.

Die historischen Studien gehen wesentlichen Schritten dieses Wandels nach und demonstrieren Prozesse der Kommunalisierung, Verstaatlichung, Entstaatlichung, Nationalisierung und Entnationalisierung des Gemeinwohls. Dabei zeigt sich, in welchem starkem Maße aktuelle ordnungspolitische, ökonomische und theologische Debatten ihren historischen Wurzeln verpflichtet bleiben.

Bestellungen richten Sie bitte an  
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag  
www.akademie-verlag.de

## Gemeinwohl und Gemeinsinn

### Gemeinwohl und Gemeinsinn

Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung

Herausgegeben von Herfried Münkler und Karsten Fischer

Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppe »Gemeinwohl und Gemeinsinn« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Band 2

2002. 320 S. – 170 x 240 mm  
Gb, € 39,80  
ISBN 3-05-003630-3

Im 2. Band der Edition wird die ungebrochene Aktualität der Gemeinwohrrhetorik in sozialwissenschaftlicher Hinsicht untersucht: Welche Eigenarten kennzeichnen die Verwendung des Gemeinwohlbegriffs durch Akteure in Politik und Wirtschaft, aber auch durch andere gesellschaftliche Interessengruppen und insbesondere durch journalistische Beobachter? Welche Reaktionen zeitigen solche Gemeinwohrrhetoriken, und welche Perspektiven sozial-moralischer Orientierung ergeben sich hieraus?

Bei der Beantwortung dieser Fragen zeigt sich eine unbenommen strategisch-instrumenteller Verwendungen wirksame Selbstbindungswirkung von Gemeinwohrrhetoriken als Bedingung tatsächlicher Gemeinwohlorientierung. Von hier aus läßt sich eine mit Blick auf die aktuelle sozialpolitische Diskussion relevante Bestimmung von Gemeinsinn als negative Integration vornehmen, die Systemvertrauen zu sichern hat.

In Vorbereitung:

### Gemeinwohl und Gemeinsinn im Recht

Konkretisierung und Realisierung öffentlicher Interessen

Herausgegeben von Herfried Münkler und Karsten Fischer

2002. Ca. 330 S. – 170 x 240 mm  
Gb, ca. € 39,80  
ISBN 3-05-003628-1

Bestellungen richten Sie bitte an  
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag  
www.akademie-verlag.de